

Goethe-Universität Frankfurt, Prof. Dr. Nikolaus Müller-Schöll
Professur für Theaterwissenschaft, Grüneburgplatz 1, 60323 Frankfurt

An die
Jury des Stückemarkts
Berliner Theatertreffen

Institut für Theater-, Film- und
Medienwissenschaft

Professur für Theaterwissenschaft

Prof. Dr. Müller-Schöll

Grüneburgplatz 1
60323 Frankfurt

Telefon +49 (0)69 798 32065
Telefax +49 (0)69 798 32068
E-Mail Mueller-Schoell@tfm.uni-frankfurt.de

www.tfm.uni-frankfurt.de

10. Dezember 2011

Empfehlungsschreiben für « Hamletanstalt. Ein Luxusoratorium » von Nina Ender und Stefan Kolosko

Das vorliegende Projekt, das vorweg, möchte ich der Jury des in diesem Jahr erstmals auch für Projektkonzepte von Theaterkollektiven geöffneten Stückemarktes mit großem Nachdruck empfehlen!

Mit der Arbeit von Stefan Kolosko bin ich erstmals näher bekannt geworden, als er einer Gruppe von Theatermachern und Theaterwissenschaftlern aus Israel, den USA und Deutschland, die sich auf meine Einladung hin zu einem zehntägigen Kolloquium in Hamburg und Ostholstein trafen, gestattete, eine Probe seines Stückprojekts „Der Untergang II“ zu besuchen. Was uns begegnete, war ein zusammengewürfeltes Ensemble von Leuten mit unterschiedlichster Vorbildung, Kenntnissen und Fähigkeiten, die mitten in einem Probenprozess steckten, der alle Zeichen des größten (kreativen) Chaos aufwies. Nicht nur waren bei ersten Showings einzelner Szenen, öffentlichen chorischen Auftritten und Begegnungen mit dem Gelände und den Nachbarn der Kampnagel Kulturfabrik unzählige, sehr diffuse Materialien aufgenommen und gesammelt worden. Es wurden daneben, parallel, aber wohl zugleich als Ausgangspunkt aller weiteren Recherchen Bruchstücke einer Adaption von Gogol geprobt, Übungen aller Art praktiziert und letztlich in dem zur Verfügung gestellten Probenraum gemeinsam gelebt. Das einzige Auswahlkriterium der Mitspielenden war dabei gewesen, dass sie den – vermutlich quälenden, in jedem Fall sehr besonderen – Probenprozess durchstehen mußten. - Das verwunderte bis amüsierte Betrachten der Probe verwandelte sich schlagartig bei mir wie bei den anderen Beteiligten in größte Bewunderung, als die heterogene Truppe uns vorführte, wie sie eine Szene aus ihrem in disjecta membra schon (oder noch) vorliegenden Stück chorisch sprach: Eine mit unglaublicher Genauigkeit, Präzision und Originalität entwickelte chorische Sprachmusik wurde uns vorgeführt und dabei auf offener Szene von Kolosko mit einer ganz eigenen Form des Dirigierens gleichsam choreographiert. Aus dem Häufchen Spielern, das gerade noch irgendwie bemitleidenswert in seinem Chaos gesessen zu haben schien, war im Handumdrehen ein Chor geworden, in dem jeder in seiner eigenen, singulären Weise die Choreographie der Gesten und die Musik der Worte nachahmte, alle zusammen plötzlich unglaublich schön und gesättigt von produktiver Spannung wirkten.

Als ich wenige Wochen später die Premiere sah, war die großartige kurze Szene Teil einer in ihrer Heterogenität unvergesslichen, abendfüllenden Performance geworden. Das Chaos war nicht ganz verschwunden, doch war es nun, auf der Bühne der Premiere, in seiner Bedeutung erkennbar geworden: Es war das notwendige Umfeld, in dem die Truppe, die sich etwas erarbeitet hatte, Raum für ihre heterogenen Darbietungen, aber zugleich auch für Einlagen aller Art bieten konnte, die von Leuten der Umgebung gebracht wurden. Da durfte dann ein Jugendlicher aus der Nachbarschaft etwas

rappen und danach ganz einfach wieder gehen. Er hatte seinen Auftritt, für ihn geschaffen, und in Würde zeigte er sich, um dann zu gehen. Die Szene schien mir beispielhaft für das, was die Besonderheit der Arbeit dieses merkwürdigen Kollektivs ausmacht: Es sind dies Theaterleute, die wirklich wollen, dass die Realitätspartikel, die ihre Arbeit ins Theater holt, dort nicht instrumentalisiert oder vorgeführt werden, sondern auf dieser Bühne ihren Raum bekommen. Da viele Leute aus der Umgebung mitspielten, war das eher spärlich besuchte Theater an diesem Abend, wie mir schien, vor allem mit Angehörigen und Freunden der Spielenden gefüllt. Auf jeden Fall waren ringsum Zuschauer, ja ganze Zuschauergruppen, die vermutlich sehr selten ins Theater gingen, wenn überhaupt, und die an diesem Abend dieses Haus, ihnen so nah und doch so fern, als ihres zu begreifen schienen. So wurde der Abend zu einer Art von Fest. Und als zufälliger Premierengast hatte man am Ende das Gefühl, an einer sehr schönen Begegnung beteiligt gewesen zu sein, deren Schönheit gerade darin lag, dass Leute einander begegnet waren, die wohl an keinem anderen Ort der Welt auch nur mehr als zehn Minuten zusammen verbracht hätten.

Ist dies nun ein Empfehlungsschreiben? Ich weiß es nicht. Vielleicht eher der Versuch einer Huldigung für eine Theaterkollektivarbeit, der ich wünsche, dass sie weitergehen und weitere Räume finden möge. In ihrer großen Offenheit, ihrem rückhaltlosen Engagement in der eigenen Sache, die aber darin besteht, eine Begegnung mit Anderen im Theater zu ermöglichen, erscheint sie mir mit wenigem vergleichbar, was ich in den großen Häusern in den vergangenen Jahrzehnten gesehen habe: Vielleicht mit den „Ratten“, die sich eine Zeit lang in der Volksbühne einnisten durften; vielleicht mit den eben dort sich entwickelnden Theaterarbeiten und Projekten von Christoph Schlingensiefel, die der Regisseur, der neben Einar Schleef wohl die prägende Begegnung für Stefan Kolosko war, dann auf die ganze Republik und über sie hinaus ausgebreitet hat; vielleicht auch mit dem, was das Wiener „Theatercombinat“ in seinen „Veröffentlichungen“ schuf – und doch andererseits auch wieder ganz anders als jene Projekte. « Hamletanstalt. Ein Luxusatorium » setzt, wie mir beim Lesen des Exposés deutlich geworden ist, fort, was die Truppe in ihrem letzten Projekt begonnen hat: Die Schaffung eines Theaters als Ort, an dem diejenigen, die anders als die „Normalen“ sind, eine Art von Asyl gewährt bekommen. Dabei scheint mir die großartige Geste der Arbeit darin zu liegen, dass hier nicht die Kranken von den Gesunden etwas lernen sollen, sondern diese von jenen. Vergleichbar Robert Wilsons frühen Arbeiten, in denen die Schauspieler das Hören von Tauben und das Kommunizieren von einem Autisten lernten, wird die Ausdrucksweise derjenigen, die sich anders ausdrücken müssen, als eine begriffen, die nicht bloß defizient, sondern in ihrer Defizienz auch auf Möglichkeiten zu verweisen vermag, die das um Normalität bemühte Sprechen überhören läßt. Es ist ein Theater, das sich hier im besten Sinne an Einar Schleef orientiert, dessen chorisches Theater in den vergangenen Jahren häufig aufgegriffen, aber meistens missverstanden wurde. Anders als in den zuletzt im Stadttheater allerorten zu sehenden Chortheaterstücken, in denen dem Chor dann bei genauem Hinsehen doch nur Komparsenrollen zufallen – die richtigen bleiben den „echten Schauspielern“ vorbehalten – werden hier chorische Formen entwickelt, die solchen das Wort auf der Bühne zu geben vermögen, die es sonst nicht bekommen könnten.

Ich möchte, wie eingangs schon gesagt, das Projekt von Nina Ender und Stefan Kolosko nachdrücklich unterstützen und die Jury dazu ermuntern, der in künstlerischer Hinsicht originellen und in politischer Hinsicht im besten Sinne radikalen Arbeit eine Gelegenheit zu geben, sich zur Zeit des Theatertreffens in Berlin zu präsentieren.

Hamburg, 10. 12. 2011



Prof. Dr. Nikolaus Müller-Schöll